

Zur Historizität und Variabilität der deutschen Standardsprechsprache

Alfred Lameli

In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 2006, 71, S. 53–80. [= Sonderheft: Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Hrsg. v. Joachim Gessinger und Anja Voeste]

Abstract

Im deutschen Sprachraum haben sich im Zuge der Standardisierung polyzentrale landschaftliche Oralisierungsnormen ausgebildet, die als Vorläufer der heute gesprochenen Standardsprache zu gelten haben. Es handelt sich bei dieser vorrangig an formelle Kontexte gebundenen Standardsprechsprache keineswegs um eine konsistente Varietät mit klar bestimmbarem Variantenrepertoire, sondern vielmehr um ein Konglomerat unterschiedlicher Sprechlagen, das in einem Abhängigkeitsverhältnis zu großdialektalen Räumen steht. Aufbauend auf einer allgemeinen sprachhistorischen Phaseneinteilung werden am Beispiel ausgewählter empirischer Studien einzelne Entwicklungstendenzen thematisiert. Nicht zuletzt sollen dabei Möglichkeiten der linguistisch-kognitiven Bestimmung dieser Sprechlagen aufgezeigt werden.

1. Historische Variationsspektren des Deutschen

In seiner unvollendet gebliebenen Sprachbetrachtung „De vulgari eloquentia“ skizziert Dante Alighieri um 1305 eine Varietätendistribution, die sich folgendermaßen ausnimmt:

„Als Volkssprache bezeichnen wir die, die wir die Amme nachahmend ohne jede Regel annehmen. Wir haben auch weiter eine andere, sekundäre Sprache, welche die Römer Grammatica genannt haben. Diese sekundäre Sprache haben zwar die Griechen und andere, aber nicht alle: Zu deren wahrer Verwendung gelangen wenige, weil wir in ihr nur durch Zeit und beharrliche Studien unterrichtet und gelehrt werden. Von diesen beiden ist die Volkssprache die edlere: sowohl weil sie vom Menschengeschlecht zuerst gebraucht wurde; als auch weil sie von der ganzen Welt genutzt wird, wengleich sie in verschiedene Redeweisen und Wörter geteilt ist; als auch weil sie uns natürlich ist, während jene eher künstlich ist“ (1993, 1018f.; Übersetzung A.L.).

Es sind außendiglossische Sprachsituationen, bestehend aus Latein als Lingua Franca und ihrem Pendant nationaler Varietäten,¹ die hier zu erkennen sind. Dantes vorwissenschaftliche Ausführung ist für heutige Leser insofern von Interesse, als sie einen Sprachzustand bezeugt, der sprachgeschichtlich bis in die Neuzeit in weiten Teilen Europas vorzufinden war und zudem auf die Durchsetzung der europäischen Nationalsprachen gegenüber dem Lateinischen verweist. Was die deutsche Sprache betrifft, so war ihre Verwendung als Literatur- bzw. allgemeine Schreibsprache zu jener Zeit bereits weit vorangeschritten, weiter als in Italien, das die eigentliche geographisch-politische Referenz für Dantes Ausführungen bildet. Ausgehend von den ersten Sedimentationen der deutschen Sprache in althochdeutscher Zeit ergibt sich hierzulande folgendes kurz gefasstes Bild. Die oben angedeutete Außendiglossie bestehend aus Latein und einer regional determinierten deutschen Varietät (Volkssprache) ist im Eigentlichen nur für den gelehrten Teil und damit die deutliche Minderheit der Sprachgemeinschaft in bestimmten Textsorten und v.a. schriftgeleiteten Kommunikationssituationen von Bedeutung. Für diese Bevölkerungsschicht besteht sie allerdings noch bis in die Neuzeit fort, wengleich in zum Teil deutlich veränderter Form. Die Masse der Sprachgemeinschaft, nämlich die nicht

¹ Der Varietätenbegriff orientiert sich hier an der Theorie der Sprachdynamik: „Individuell-kognitiv sind Varietäten [...] durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit sozialen Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens.“ Sprachsozial handelt es sich um „partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren.“ Dem gegenüber steht der Begriff der Sprechlage, der auf unterschiedliche Variantenbündelungen innerhalb einzelner Varietäten abhebt: „Verdichtungsbereiche variativer Sprachverwendung, für die sich – empirisch signifikant – differente sprachliche Gruppenkonventionen nachweisen lassen, bezeichnen wir als Sprechlagen“ (Herrgen/Schmidt i.E.; vgl. auch Herrgen in diesem Band).

gelehrte und damit schriftkundige, nicht literarisch gebildete Bevölkerung, bewegt sich dagegen in einer relativ stabilen monoglossischen Sprachsituation, in der die jeweiligen lokalen bzw. regionalen Dialekte zur ausschließlichen Anwendung gelangen. Bis zur Etablierung einer überregional gültigen, d.h. rezipierbaren, deutschen Schriftsprache in neuhochdeutscher Zeit haben diese Dialekte als das nahezu alleinige aktive Kommunikationsmittel v.a. der einfachen Bevölkerung zu gelten. Daneben ist für die höheren Gesellschaftsschichten – abgesehen von fremdsprachlichen oder stilistisch differenzierten Einflüssen – mit Ansätzen einer kommunikativen Variationsbreite verschiedener Sprechlagen von unterschiedlich starkem lokal-dialektalem bzw. regionalem Gepräge zu rechnen.

Die Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache bedeutet für das Gros der Sprachgemeinschaft den Umbau der landschaftlich differenten Monoglossie hin zu ebenfalls landschaftlich differenten binnendiglossischen Strukturen mit den Polen der Schrift- bzw. Standardsprechsprache und den lokalen Dialekten. Dass sich zwischen diesen Polen ein Varietätengefüge ausbildet, das in der Folge durch Konvergenzerscheinungen zu einer Entdiglossierung führt und als Ergebnis die Konstitution eines mittleren Bereichs mit zum Teil spezifischem sprachlichem Eigenbestand bedingt, ist in der Literatur weithin bekannt (vgl. z.B. Bellmann 1983, 117; Auer 1997). Dagegen ist die eigentliche Varietäten- bzw. Sprechlagenstruktur dieses Spektrums in höchstem Maße unklar und umstritten, sie wird erst aktuell in verschiedenen Einzelstudien und Großprojekten erschlossen. Eine Beschreibung setzt traditionellerweise an der Dreiteilung in die Hauptbereiche der Standardsprache, des Dialekts und der regionalen Umgangssprache(n) an. Auf die damit verbundene terminologische und definitorische Variation hat jüngst Löffler (2005) hingewiesen. Löffler begründet die terminologische Vielfalt mit dem Mangel an empirischen Daten (25) und referiert damit auf eine Forschungslücke, die ebenfalls im Bewusstsein der Wissenschaftler verankert ist (vgl. z.B. Hartmann 1990, 39-41; Schmidt 1998, 175). Ihre Ursache ist für die historischen Sprachzustände im Mangel an geeignetem (schriftlichem) Material zu sehen, das direkte oder weit reichende Rückschlüsse auf die gesprochene Sprache zulässt. Dennoch hat sich auch hier der Schleier ein wenig gelüftet (vgl. z.B. Kleiber u.a. 1979; Elspaß 2005). Für die gegenwärtige Sprachsituation ist die Ursache darin zu sehen, dass die strukturelle Variation des Untersuchungsgegenstandes Sprache sich den traditionellen i.d.R. auf Einzelbefragung von Informanten ausgerichteten Methoden der Dialektologie ebenso entzieht wie auch einer Vielzahl der zum Teil massenberücksichtigenden Methoden der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften oder den teilnehmend-beobachtenden Methoden der Ethnologie. Dabei ist eine empirische Fundierung im Falle der Dialektebene noch in deutlich höherem Maße geleistet als im Falle der Standardsprache, die als überregionales Kommunikationsmittel einer ständigen – sui generis theoretischen – Normierung und präskriptiven Anwendung unterliegt.

Gegenstand dieses Beitrages ist darauf aufbauend der obere Bereich des historisch konsolidierten und noch immer für viele Regionen des deutschen Sprachgebiets relevanten Variationsspektrums. Der hier behandelte Sprachraum erstreckt sich im Wesentlichen auf das Deutsche in den politischen Grenzen der Bundesrepublik Deutschland. Im Mittelpunkt steht die Frage nach den regionalen Markierungen der formellen Sprechweise. Hinsichtlich der oben erwähnten traditionellen Terminologie ist der Grenzbereich zwischen Standardsprache und regionaler Umgangssprache angesprochen. Auf diesen Bereich referierend soll im Weiteren vereinfachend – und auch um bestehende terminologisch-

begriffliche Schwierigkeiten zu umgehen² – von ‚Standardsprechsprache‘ die Rede sein. Neben einem kurzen Blick in diachrone Entwicklungen wird dabei auf empirisch-methodische Möglichkeiten zur Bestimmung und Eingrenzung des Gegenstandsbereichs v.a. in seinen aktuellen Ausprägungen einzugehen sein.

2. Zur Standardisierung des Deutschen

Zum Verständnis des historischen Entwicklungsgangs wird es als wichtig erachtet, zunächst eine auf den vorliegenden Kontext zugeschnittene grobe Phaseneinteilung der Standardisierung des Deutschen vorzunehmen. Es werden drei elementare Entwicklungsstufen angesetzt.³

2.1 Konstituierung der nhd. Schrift- und Sprechsprache (16. bis 18. Jh.)

In einer ersten Phase, deren Beginn von Vorstufen abgesehen in das 16. Jahrhundert zu verlagern ist, geht es allgemein um den Prozess der Ausbildung einer prestigebesetzten und stilistisch hoch stehenden Varietät mit überregionaler Reichweite. Diese ist in ihren Anfängen Schriftsprache und muss sich darauf aufbauend erste Domänen der mündlichen Kommunikation erschließen. Die Präsenz der Schriftsprache beruht somit von Anfang an auf ihrer Förderung als kommunikatives Mittel und damit auf ihrer Funktionalität. Ihr Medium ist der Text mit einem sehr breiten Textsortenspektrum. Ihr Katalysator ist eine hohe regionale Verbreitung der geschriebenen Texte sowie eine zunehmende literarische Produktion seit frühneuhochdeutscher Zeit.

Aufgrund der hohen Variabilität der verwendeten Sprachformen kann für jene Zeit nicht von Standardsprache, etwa im Sinne einer allgemein verbindlichen oder gar einheitlichen Sprache, gesprochen werden. Was hier begegnet, sind – neben sozialen, politischen, religiösen oder ökonomischen – v.a. unterschiedlich starke regionale Einflüsse, die in wesentlichen Teilen auf den mitteldeutschen Sprachraum zurückzuführen sind (vgl. Putschke/Hummel 1990, Karte 11a). Regionalität ist insofern eine notwendige Bedingung der nhd. Schriftsprache als sie zu einem großen Teil auf vorhandene Sprachvarianten zurückgreifen musste, die sui generis einer bestimmten regionalen Gültigkeit obliegen. Ihr regionales Substrat ist daher uneinheitlich. Wie Besch (1968, 425) zeigen konnte, kommt gerade dem Aspekt der „flächenmäßigen Verbreitung“ eine tragende Rolle in der Etablierung bestimmter Schreibvarianten zu. Die nhd. Schriftsprache ist vor diesem Hintergrund als landschaftlich nicht exklusive, aus verschiedenen primär schriftlichen Ausgleichsprozessen hervorgegangene Varietät zu verstehen.

Eine weitere wesentliche Eigenschaft der Schriftsprache seit ihrer Konstituierung ist ihr artifizierender Charakter. Wie ausgeführt, war gesprochene Sprache für das Gros der Sprachgemeinschaft die Verwendung des Dialekts. Die nhd. Schriftsprache ist dagegen bewusst geschaffen, sie ist ein Artefakt, das in seinen Anfängen wesentlich an seine literarische Eignung gebunden ist. Als Beispiele mögen das Bemühen um Übertragung des lateinischen ACI auf die deutsche Syntax oder die Auflösung der doppelten Verneinung nach lateinischem Vorbild gelten. Dass dabei regional und soziostilistisch belegbare Sprachvarianten Verwendung finden, mindert zwar den artifizierenden Charakter, aufheben kann es ihn jedoch nicht, es bleibt Konstruktion.

² Vgl. etwa den Begriff der Umgangssprache, für den Menge (1982, 54) feststellt, dass es letztlich keinen sprachlichen Bereich bzw. Ausschnitt des Standard-Dialekt-Kontinuums gibt, der nicht schon als „Umgangssprache“ bezeichnet wurde.

³ Die nachfolgenden Ausführungen sind wegen des vorgegebenen Umfangs stark verkürzend. Zur tieferen Einarbeitung vgl. etwa die Beiträge von Besch und Mihm in Berthele u.a. (Hg. 2003), Mattheier (2003) sowie die Beiträge von Mattheier, Löffler und Wiesinger in Besch u.a. (Hg. 2000).

Soweit zur Schriftsprache. Der Literalität steht die Oralität zur Seite und auf diesem Felde beginnen sich allmählich verschiedene Varianten auszubilden. Wenngleich beide Kommunikationsformen eine grundsätzliche Eigenständigkeit auszeichnet, so sind doch Wechselwirkungen zu beobachten. Für die (situativ und sozial gebundene) nicht dialektal intendierte mündliche Kommunikation ist demgemäß eine gewisse Autorität des Schriftdeutschen zu erkennen. In besonderer Weise ist dies im niederdeutschen Sprachraum der Fall. Die sprachstrukturellen Unterschiede zwischen Nieder- und Hochdeutsch erschweren in den nördlichen Regionen die Rezeption des Hochdeutschen, das seit dem 16. Jahrhundert auf der Grundlage schriftlicher Zeugnisse erlernt wird. Dies bedingt in den niederdeutschen Regionen eine durchaus nicht absolute, aber dennoch weit reichende Nähe des gesprochenen Hochdeutschen zur Schriftsprache, die so in den ohnehin der hochdeutschen Schriftsprache näher stehenden mittel- und oberdeutschen Landschaften nicht vorzufinden ist. Dort ergeben sich weit geringere Verständnisprobleme als dies im Norden der Fall ist, weshalb die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Neuerlernung der Schriftsprache nicht gegeben ist. Sprachfunktional kommt diesen großräumigen Prestigesprechlagen die Aufgabe landschaftlicher Oralisierungsnormen zu (vgl. Schmidt 2005, 282-286). Sprachsozial sind sie zunächst an eine intellektuelle und soziale Elite (modernes Bürgertum, Bildungsbürger) gebunden und nicht etwa an die für die Ausbildung der Standardsprache wichtigen Sprachnormierer. Sie beginnen sich im hochdeutschen Raum während des 17. Jahrhunderts ausgehend vom Mitteldeutschen auszubilden, für das Niederdeutsche ist ihr Aufkommen für das 16. Jahrhundert anzusetzen (vgl. Mattheier 2003, 229). Ihren nachhaltig prägenden Einfluss erlangen sie erst im 18. Jahrhundert.

Vor diesem Hintergrund lässt sich dieser Vorläufer der deutschen Standardsprache als durch vielerlei linguistische und extralinguistische Faktoren bedingte Bündelung regionaler, sozialer und stilistischer Sprech- und v.a. Schreibvarianten verstehen, die von einem exklusiven Personenkreis elaboriert und/oder propagiert bzw. kommuniziert werden. In der schriftlichen wie mündlichen Praxis handelt es sich aufgrund des zum Teil experimentellen Charakters, aber eben auch gerade aufgrund der regionalen Diversität um verschiedene hoch variative Existenzformen. Die Bedeutung der Schriftsprache im Alltagsleben der nicht gebildeten Bevölkerung ist als äußerst gering zu bewerten, auch ihre Domänenverteilung ist eingeschränkt und lediglich an literarische und bestimmte formelle Kontexte gebunden.

2.2 Emanzipation der landschaftlichen Oralisierungsnormen (18. und 19. Jh.)

Seit dem 18., spätestens aber seit dem 19. Jahrhundert ist eine deutliche funktionale Ausweitung der landschaftlichen Oralisierungsnormen festzustellen. Die Schriftsprache wird allmählich zur nhd. Standardsprache ausgeformt. Hinsichtlich ihrer mündlichen Varianten liegen die Entwicklungstendenzen zu jener Zeit in erster Linie auf pragmatischer Ebene, hinsichtlich der schriftlichen Form auf einem verstärkten Bestreben um Normierung und Kodifizierung.⁴ Es geht in praktischem Sinne um die erhöhte Notwendigkeit einer überregionalen Verständigung, die u.a. durch die zunehmende Mobilität und Flexibilisierung der Sprachgemeinschaft gefordert wird. Die Zusammenhänge, Hintergründe und Auswirkungen der im 18. Jahrhundert einsetzenden und im 19. Jahrhundert sich voll entfaltenden Industrialisierung und Urbanisierung sind viel diskutiert und weithin bekannt (vgl. z.B. Wimmer 1991). Sie führen zur Verbreitung der Standardsprache von ihren ursprünglich prädominanten und wechselnd vorbildhaften Regionen über die prestigebesetzten kommunikativen Eliten und formellen sowie öffentlichen Domänen der Städte hin zu den umgebenden ländlichen Regionen. Förderlich

⁴ Vgl. Zu den Normierungs- und Kodifizierungsbestrebungen Besch 1988, Mattheier 2003.

für die Emanzipation der landschaftlichen Oralisierungsnormen von den Dialekten ist grundsätzlich und v.a. die Einführung der Schulpflicht, in Preußen etwa seit 1717. Damit steigt nicht nur die Anzahl derer, die eine landschaftliche Oralisierungsnorm als Standardsprechsprache in jungen Jahren erlernen, sondern es verstärkt sich außerdem das Gewicht einer normativen Grammatikalität sowie in alltäglichen Gebrauchssituationen der Aspekt der Akzeptabilität und subjektiven Sprachrichtigkeit und -bewertung. Außerdem erweitert sich mit der Zunahme der Sprecher der Standardsprache deren Anwendungsspektrum, so dass die Domänen, die durch diese Existenzform besetzt werden, in ihrer Zahl ebenfalls zunehmen. So wird u.a. ein großer Teil der ehemals fremdsprachlichen – v.a. lateinischen und französischen – Textproduktion auf die deutsche Sprache umgestellt oder es werden etwa die traditionellerweise fremdsprachlich abgehaltenen Interaktionen vor Gericht oder die Programme der größeren Bühnen deutschsprachig.

Seit dem 18. Jahrhundert wird die Emanzipation der landschaftlichen Oralisierungsnormen als Gefahr für das Bestehen der Dialekte wahrgenommen, der Topos vom Aussterben der Dialekte beginnt sich auszubreiten. Wie Schmidt aufzeigen konnte, korreliert seine Verbreitung mit der Emanzipation der Oralisierungsnormen. Schmidt datiert ihr Aufkommen für das Hochdeutsche ex negativo auf den Zeitraum um 1700, indem er aus den frühesten Zeugnissen, die auf einen Wandel der Arealsprachen verweisen, auf die Entstehung der Oralisierungsnormen rückschließt. Erst in dem Moment, so seine These, in dem eine Oralisierungsnorm sich ausbilden und damit eine Differenz zu den Dialekten, d.h. die Dialekte in der Sprachgemeinschaft überhaupt erst als „relationale Varietät“ wahrgenommen werden konnte (vgl. auch Eichinger 2005, 148), konnte es auch zur Klage über den Dialektverlust kommen. Die Gültigkeit dieser Oralisierungsnormen erstreckt sich nach Schmidt (2005, 285) räumlich auf die „großlandschaftlichen Dialektverbände wie Obersächsisch, Rheinfränkisch, Mittelbairisch“. Ihre ursprünglich enge Anbindung an intellektuelle Eliten beginnt sich binnen weniger Generationen zu lösen und erfasst stetig weitere Teile der Sprachgemeinschaft.

Grundsätzlich ist die für die erste Phase abschließend getroffene Bestimmung der Standardsprachevorläufer auch für die zweite Phase hinsichtlich ihres Charakters als Bündelung regionaler, sozialer und stilistischer Sprech- und Schreibvarianten, die von einem exklusiven Personenkreis elaboriert und/oder propagiert bzw. kommuniziert werden, weitgehend zutreffend. Deutlich gemindert sind allerdings ihr experimenteller Charakter sowie ihre schriftsprachliche Dominanz. Aufgrund einer hinsichtlich der Systemebenen zwar unterschiedlich stark, aber insgesamt doch einigermaßen gefestigten sprachlichen Struktur, erreicht die Standardsprache auf schriftlicher Ebene das Stadium der (relativ) verbindlichen, wenngleich veränderlichen Kodifizierung. In den Vordergrund rückt außerdem ihre verstärkte alltagssprachliche Bekanntheit und Bedeutung sowie die Zahl der von ihr besetzten Domänen. Als sprechsprachliches Vorbild wirken die landschaftlichen Oralisierungsnormen, die als direkter Vorläufer der heutigen Standardsprechsprache angesehen werden können.

2.3 Dominanz der nhd. Standardsprechsprache (seit dem 20. Jh.)

Aufgrund der soziokulturellen Umbrüche und technischen Neuerungen der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts ist schließlich eine deutliche Beschleunigung der bisherigen Entwicklungen zu erkennen. Die alltägliche Sprechsprache vieler Sprachteilhaber des Deutschen steht gegenüber den früheren Epochen unter einer gesteigerten Verwendung solcher Varianten, die mit den kodifizierten Sprachformen in erheblichem Umfang deckungsgleich sind. Die Regionalsprachen treten also vielerorten in

zahlreichen Situationen der Alltagskommunikation in den Hintergrund. Sprachhistorisch ist die daraus resultierende Folge spätestens seit Ende des Zweiten Weltkrieges eine progressive Verschiebung bzw. ein Umbau der sprachlichen Kompetenz auf einer vertikalen Achse zwischen Standard und Dialekt. Horizontal, d.h. bezogen auf die unterschiedlichen Sprachräume des Deutschen, ist diese Entwicklung allerdings in ihrer Art und Intensität unterschiedlich ausgeprägt. Der Gebrauch der inzwischen allgemein akzeptierten Standardsprache weitet sich zugleich auf immer mehr und v.a. auf für den sprachlichen Alltag wichtige, auch private Domänen aus (Besch 1988, 203). Diese funktionalen Veränderungen betreffen auch die grundsätzlichen Eigenschaften der Standardsprache. Ihr experimenteller Charakter ist zwischenzeitlich aufgehoben, restituiert sich allerdings gegen Ende des 20., Anfang des 21. Jahrhunderts im Zuge der elektronischen Kommunikation neu, indem sprech- oder regionalsprachliche Varianten zunehmend schriftsprachlich funktional werden (vgl. Schlobinski 2005, Androutsopoulos/Ziegler 2004). An die Stelle eines exklusiven Personenkreises, der über Sprachrichtigkeit befindet, sind inzwischen hinsichtlich der schriftlichen Form in verstärktem Maße (staatliche) Institutionen oder – in Bezug auf die Kommunikation über die elektronischen Medien, etwa via Chat – die Sprachteilhaber selbst getreten. Die Kodifizierungen sind für die meisten Systemebenen mit Ausnahme der lautlichen Dimension vorderhand verbindlich geworden, wenngleich sich die verschiedenen grammatischen Regularien und Hilfsmittel in zum Teil erheblicher Weise unterscheiden und mitunter widersprechen. Für den praktischen Alltag der meisten Sprachteilhaber ist dies unerheblich. Es sind die allerorten rezipierbaren *gesprochenen* Varianten der Standardsprache, die für das Gros der Sprachgemeinschaft prägend werden.⁵ Das schriftsprachliche Vorbild hat damit im 20. Jahrhundert viel von seiner ursprünglichen Attraktivität verloren (vgl. Eichinger 2005, 142f.).

Es wurde bereits angedeutet, dass neben dieser Standardisierung im 20. Jahrhundert auch Tendenzen der Destandardisierung erkennbar sind. Diesbezüglich wurde auf einen zunehmenden „landschaftliche[n] Färbungsgehalt“ hingewiesen (Bellmann 1983, 116). Wenn nun mit Bezug auf regionalsprachlichen Einfluss von Destandardisierung die Rede ist, sind die unterschiedlichen Kompetenzen der Sprecher zu berücksichtigen. Mihm (2000, 2125) hat diesbezüglich auf verschiedene Sprechertypen hingewiesen. Solchen Sprechern, die in ihrem individuellen Repertoire sowohl regionalsprachliche als auch standardsprachliche Varianten führen und diese nach subjektiv beurteilten situativen Erfordernissen alternativ einsetzen, stehen Sprecher gegenüber, die in deutlicher Mehrzahl über standardsprachliche oder regionalsprachliche Varianten verfügen. Es ist anzunehmen – eingehendere und detailliert auf diesen Aspekt zugeschnittene empirische Studien stehen noch aus –, dass Tendenzen der Destandardisierung ebenso wie Tendenzen der Standardisierung in Zusammenhang mit diesen unterschiedlichen Sprachkompetenzen stehen, die wiederum an die erwähnten regionalen, aber auch sozialen und interpretierenden Aspekte (Attitüden) gebunden sind.

3. Der empirische Zugang: Handlungsorientierung und Systemdifferenzierung

Aus dem dargelegten sprachhistorischen Verlauf ergeben sich zwei wesentliche Entwicklungsstränge. Erstens bildet sich eine Normierung und Kodifizierung der Standardsprache aus, die in deutlicher Nähe zur Schriftsprache steht. Standardsprache in diesem Sinne ist auf weitgehende Homogenität und Überregionalität ausgerichtet. Ein solches Verständnis findet sich etwa auf phonetisch-phonologischer Ebene in der Definition der „Standardaussprache“ des Aussprache-Dudens repräsentiert. Es handelt sich

⁵ Insofern ist es nicht erstaunlich, dass die Aussprachekodifizierung für die Sprecher ohne nennenswerten direkten Einfluss ist.

laut Duden um eine „Gebrauchsnorm“ relativ allgemeinen Charakters, als deren wesentliche Züge genannt werden: 1. Nähe zur Sprechwirklichkeit, 2. Überregionalität, 3. Einheitlichkeit, 4. Schriftnähe und 5. Deutlichkeit in der Aussprache (Duden 2002, 29f.).

Der zweite Entwicklungsstrang unterliegt einer pragmatischen Orientierung und bezieht sich wesentlich auf die individuell verschiedene Umsetzung bzw. die funktionellen Abhängigkeiten und Anbindungen der Standardsprache im Sinne einer formellen Sprechweise. Die Umsetzung der Norm führt zu Alternativrealisationen, die aus der Sicht der Sprecher i.d.R. einen äquivalenten Status erreichen. Prägend ist dabei unter anderem die landschaftliche Unterschiedlichkeit der Realisierungen, weshalb in einschlägigen Arbeiten von regionalem Standard die Rede ist (vgl. z.B. Berend/Komlósi 2001). Eine daraus ableitbare Definition der Standardsprechsprache, die den Aspekt der Heterogenität explizit mit einbezieht, könnte folgendermaßen lauten:

Standardsprechsprache ist eine medial vermittelte sowie in der Sozialisation erfahrene und regional erlebte formelle bzw. stilistisch hoch stehende Sprechweise. Sie ist ein individuelles Konzept. Die Standardsprechsprache wird von Sprechern unter dem Einfluss ihrer eigenen Sozialisationsbedingungen als formell angemessen definiert. Gleichzeitig ist sie an die Akzeptanz der Hörer gebunden. Ihre Realisation ist dann geglückt, wenn die produzierten Varianten den Erwartungen, die Hörer in bestimmten Kommunikationssituationen an die Standardsprache richten, entsprechen und die Hörer gleichzeitig gewillt sind, diese Erwartungen erfüllt zu sehen. Es geht also vorrangig nicht um individuelle Kompetenz, sondern um Situationsadäquatheit, und zwar sowohl hinsichtlich bestehender makrosituativer Parameter (Personenkonstellation, Anlass etc.) als auch hinsichtlich bestehender mikrosituativer Parameter (spontane Gesprächsführung, persönliche Befindlichkeit etc.).

Der Vorteil dieser Definition ist, dass sie historisch phasenübergreifend ist und die Handlungsintentionen von Sprechern und Hörern sowie attitudinale Bezüge auf der einen Seite berücksichtigt sowie auf der anderen Seite die gängige Konzeptualisierung dessen wiedergibt, was linguistisch naive Sprecher und Hörer in vielen Regionen des Sprachraumes unter den vorwissenschaftlichen Begriff der Hochsprache subsumieren. Den jüngeren Arbeiten zur Standardsprache – und auch der bisherigen Argumentation – liegt in der Regel eine dieser pragmatischen Definition ähnliche Bestimmung des Standardsprachebegriffs zu Grunde.⁶ Auf dieser Grundlage ist es möglich, für jeweilige empirische Fragestellungen situative Kontexte (z.B. Interview, Lesen) und soziale Anbindungen gesprochener Sprache (z.B. Beruf, Bildungsgrad der Informanten) zu isolieren und somit spezifische Variantemengen aus dem Standard-Dialekt-Kontinuum zu extrahieren, wie es dem weithin erprobten Vorgehen der Variations- oder Soziolinguistik entspricht. Den Hintergrund bildet dabei implizit die begründete Annahme einer speziellen Handlungsorientierung der Sprecher. Die solcherart erhobenen Sprechlagen spiegeln die von den Sprechern beigemessene Situationsadäquatheit wider. Das Ergebnis der linguistischen Analyse sind stets synchron beziehbare Belege regional und sozial dependenter Variantenverteilungen sowie gegebenenfalls Rückschlüsse auf diachrone Entwicklungstendenzen. Die Interpretation bezieht sich auf die daraus ableitbaren Bedingungen einer Standardisierung oder Destandardisierung. Ganz allgemein muss dabei aber Folgendes bedacht sein: Da die Repertoires, aus denen die Sprecher schöpfen, aufgrund individuell verschiedener Kompetenzen unterschiedlich sind, können die standardsprachlich intendierten Sprechlagen – tatsächlich handelt sich um *mehrere* Sprechlagen –, die in bestimmten Gesprächskonstellationen als standardsprachlich akzeptiert werden, in anderen Konstellationen als unakzeptabel disqualifiziert werden, sie können im einen Fall kodifizierungskonform und damit grammatisch, im anderen Fall

⁶ Vgl. z.B. Elspaß 2005, 64, der sich explizit auf die den Aspekt der Akzeptabilität herausstellende Definition Haugens beruft.

kodifizierungsdifferent und damit ungrammatisch sein. Standardsprechsprache im angegebenen Sinn ist folglich weder synchron noch diachron eine klar definierbare einzelne Sprechlage oder Varietät mit klar bestimmbarem Sprachformenrepertoire. Im Extremfall bezeichnet ‚Standard‘ auf diese Weise verschiedene Variantenbündelungen, die auf unterschiedlichen Abschnitten der Standard-Dialekt-Achse liegen.⁷

Eine auf die Standardsprechsprache als handlungsorientiertes Sprechlagen-Konglomerat *begrenzte* Annäherung birgt die Gefahr, dass die beschriebenen Variantenbestände korpusübergreifend nur eingeschränkt vergleichbar sind und somit die Grenzen zwischen einzelnen Sprechlagen unpräzise bleiben, der Standardsprachebegriff selbst aufgrund seiner Unschärfe und drohender Ambiguität unbrauchbar wird. König (1997, 252; vgl. auch Hartmann 1990, 41) hat auf diesen Umstand im Zusammenhang mit der Erforschung und dem Kenntnisstand der Struktur der gesamten Standard-Dialekt-Achse in allgemeiner Weise aufmerksam gemacht. Eine zuverlässige Beschreibung der Struktur der Standard-Dialekt-Achse ist dementsprechend notwendig, um eine linguistische Abgrenzung von Standard und Substandard leisten zu können. Sie ist aber auch notwendig – und hierin besteht ein erklärtes Ziel der Standardsprachenforschung –, um die regionalen Ausprägungen der Standardsprechsprache, wie etwa der Standardsprechsprache im Schwäbischen oder Nordniederdeutschen, aufzudecken.

Das Problem ist erkannt und aus diesem Grunde bemühen sich die Sprachwissenschaftler entsprechende Klassifizierungen vorzunehmen.⁸ Dennoch scheint es so zu sein, dass, um hier erneut das Beispiel der Aussprache anzuführen, der einzige wissenschaftliche Konsens darin besteht, dass die vorliegenden Kodifizierungen keine ausreichende Abbildung der sprachlichen Wirklichkeit darstellen und dass die Abweichungen von den Kodifizierungen in erster Linie regional determiniert sind. Was aber gänzlich unklar ist, ist die eigentliche, sicherlich regional verschiedene, Struktur der Standard-Dialekt-Achse. Damit ist Folgendes gemeint: Wenn wir diachrone Veränderungen sowie regionale und soziale Unterschiede der Standardsprechsprache feststellen, handelt sich dabei wirklich nur um ein Mehr-oder-Weniger bzw. ein Anders-Sein der regionalen Merkmale in der Standardsprechsprache oder haben wir es mit unterschiedlichen Sprechlagen zu tun? Wenn wir es mit unterschiedlichen Sprechlagen zu tun haben – und das haben wir –, dann sind die beobachtbaren Veränderungen hinweisgebend auf die diachron, regional und sozial abhängige Domänenverteilung konkreter Ausschnitte dessen, was z.B. als regionaler Standard bezeichnet wird. Um dies, d.h. im Eigentlichen strukturelle Eigenschaften und Veränderungen der Standard-Dialekt-Achse, beschreiben zu können ist eine empirisch fundierte Klassifizierung des Spektrums notwendig, die flächendeckend bislang noch nicht geleistet wurde. Eine solche Analyse muss empirisch gleichermaßen auf der Objekt- wie auf der Metaebene angesiedelt sein, sie muss die eigentlich linguistische Struktur genauso in Betracht ziehen, wie die Attitüden und Bewertungsstrukturen der Sprecher und Hörer. Erst dadurch kann es gelingen, die kognitive und attitudinale Relevanz einzelner Variantenbündelungen auf der einen Seite nachzuweisen sowie auf der anderen Seite allgemein Aufschluss über den individuellen Sprachgebrauch und die individuelle Kompetenz zu erlangen. Die strukturelle Analyse muss daher zunächst von der Ebene der Handlungsorientierung ausgehen und sie dann um eine intersubjektiv abgesicherte system- und sprechlagendifferenzierende Beschreibung von Objekt- und Metaebene ergänzen. Erst

⁷ Vgl. den Standardsprachebegriff von Berend (2005, 146), der es explizit „erlaubt, auch verbreiteten [...] umgangssprachlichen Phänomenen eine normative Geltung, d.h. eine Standardqualität zuzuschreiben“.

⁸ Vgl. die Differenzierung unterschiedlicher standardsprachlicher Bereiche bei Ammon 1995, 82-88, v.a. 85.

dadurch kann eine möglichst umfassende Analyse der sprachlichen Wirklichkeit und ihrer funktionellen Eigenschaften erfolgen.⁹

4. Die Standardsprechsprache seit dem 20. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des Westmitteldeutschen

Nachfolgend sollen der Stand und die Entwicklungstendenzen der deutschen Standardsprechsprache seit dem 20. Jahrhundert für Teilregionen des deutschen Sprachraums exemplarisch aufgezeigt werden. Ausgangslage der Beschreibung sind aufbauend auf den vorhergehenden theoretisch-methodologischen Reflexionen ausgewählte empirische Studien, die im Wesentlichen auf der Definition authentischer Sprechsituationen als Kontexte der Standardsprechsprache grundsätzliche Aussagen über deren linguistischen Gehalt erlauben. Das Ziel der Darstellung ist eine Systemdifferenzierung des oberen Bereichs der Standard-Dialekt-Achse, insonderheit eine linguistisch-kognitive Abgrenzung der Systembereiche des Standards und des Substandards. Die aufgeführten Evidenzen resultieren aus methodischen Zugängen, die über eine reine Nennung und Auszählung einzelner sprachlicher Merkmale hinausgehen und damit in besonderer Weise geeignet sind, eine (Teil)Strukturierung des Spektrums vorzunehmen. Das terminologische Fundament stellt die Theorie der Sprachdynamik bereit.¹⁰

Was das regionalsprachliche Variantenrepertoire der Standardsprechsprache seit dem 20. Jahrhundert hinsichtlich der beteiligten Systemebenen anbelangt, so ist davon auszugehen, dass die eigentlich prägende Ebene die segmentell- und suprasegmentell-phonetische ist. Wie festgestellt wurde, gehören „[a]rticulatory habits [...] indeed to the most stable and enduring language domains“ (Coetsem 1992, 20). Solche Merkmale sind von den Sprechern – wenn sie in der Primärsozialisation erworben sind – selbst in formeller Sprechweise nur schwer zu unterdrücken, sie bewegen sich in einer Vielzahl unterhalb der sprecherseitigen Aufmerksamkeitsschwelle. „Dagegen sind aber in der Morphologie, der Syntax und im Wortschatz die verwendeten Elemente und Regeln deutlich und ganz überwiegend den Richtigkeitsnormen unterworfen“, wie Steger (1984, 265f.) herausstellt.¹¹ Nicht zuletzt daher ist es diese lautliche – v.a. segmentell-phonetische – Dimension, die sich in den einschlägigen Arbeiten vorrangig thematisiert findet. Die Prosodie ist nicht zuletzt aus methodischen Gründen bislang nur in Ansätzen aufgearbeitet.¹² Aus diesem Grund beschränken sich die weiteren Ausführungen im Wesentlichen auf den segmentell-phonetischen Bereich.

4.1 Aktueller Stand

In einer Studie zur institutionellen Kommunikation deutscher Gemeinderäte im westmitteldeutschen (Rheinfranken) und nordniederdeutschen Raum konnte die individuelle regionalsprachliche Prägung von insgesamt 46 Informanten in ausgewählten mikrosituativen Kontexten (z.B. Verwaltungsangelegenheiten, Berichte) nachgewiesen werden (Lameli 2004b). Dabei konnte gezeigt werden, dass orthoepische Aussprachemuster in authentischen, auf Verwendung der Standardsprache ausgerichteten Sprechsituationen zu einem deutlichen Teil nicht umgesetzt werden. Unter den

⁹ Ein Sonderfall ist in sprachhistorischen Zusammenhängen gegeben, für die keine Daten hinsichtlich der Gesamtstruktur des Variantenkontinuums verfügbar oder erschließbar sind.

¹⁰ Vgl. Fußnote 1.

¹¹ Prominente nicht lautliche Beispiele der Standardsprechsprache sind z.B. die regional unterschiedliche Verwendung von Perfekt und Präteritum bzw. starker und schwacher Verbformen.

¹² Ein viel versprechendes empirisches Modell zur prosodischen Analyse und Beschreibung, das auch für regionalsprachliche Kontexte geeignet scheint, hat Kehrein (2002) erarbeitet. Vgl. zur regionalsprachlichen Prosodie allgemein Gilles/Peters (2004).

auf tretenden substandardsprachlichen Varianten sind vorrangig solche der phonetisch-phonologischen Systemebene zu belegen. Nur ein vergleichsweise geringer Teil betrifft die übrigen Systemebenen (Lameli i.Dr.).¹³ Das Ergebnis der Differenz zur Standardsprache ist hinsichtlich seiner quantitativen Ausprägung von Interesse. Auf der Grundlage eines Verfahrens zur Bestimmung des durchschnittlichen segmentell-phonetischen Abstandes eines gegebenen Messinputs zur kodifizierten Standardsprache zeigt sich, dass Informanten der Jahre 1994-96 in durchschnittlich ca. 0,3 phonetischen Merkmalen pro Wort von der Standardsprache – unter Ausschluss realisationsphonetischer Erscheinungen – abweichen. Das bedeutet, dass durchschnittlich in jedem dritten von einem Informanten geäußerten Wort ein Laut vorzufinden ist, der lediglich in einem phonetischen Merkmal von der Standardsprache abweicht.

Betrachten wir das Ergebnis in der westmitteldeutschen Stadt Mainz etwas genauer. Der durchschnittliche Dialektalitätswert (D-Wert) des 18 Sprecher umfassenden Korpus liegt bei $D=0,33$. Der Maximalwert beträgt $D=0,60$, der Minimalwert $D=0,15$. Eine Vergleichsuntersuchung Kehreins (i.Dr.) belegt für die berufliche Alltagskommunikation zweier Polizeibediensteter D-Werte in Höhe von $D=0,48$ und $D=0,55$. Diese Sprecher bewegen sich also in ihrer alltäglichen an der Standardsprache orientierten Sprechweise bei Notrufannahmen in etwa im unteren Drittel des Variationsbereichs der Mainzer Gemeinderatsmitglieder.¹⁴ Auf einem ähnlichen Level liegen die Werte von Mainzer Postbediensteten, die in der Untersuchung Steiners (1994) berücksichtigt wurden. Hier sind die Werte bei einer Kompetenzerhebung (Übersetzung eines dialektalen Inputs in die Standardsprache) mit einem Durchschnittswert von $D=0,50$ bei insgesamt 30 Informanten ebenfalls deutlich höher (Steiner 1994, 106). Im formellen Interview mit der Exploratorin weichen die Informanten noch sehr viel stärker in Richtung Dialekt ab ($D=1,49$).¹⁵ Damit spezifizieren die Ergebnisse zunächst die sozial und situativ gesteuerte Sprachproduktion unterschiedlicher Informantengruppen, die für die Standardsprechsprache wesentlich ist.

Werden linguistisch ungeschulten Hörern Sprachproben der Gemeinderatsmitglieder mit durchschnittlicher Dialektalität sowie die Sprachproben von Sprechern mit Extremwerten vorgespielt, so zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang zwischen der phonetisch gemessenen Dialektalität und dem wertenden Höreindruck der Probanden (vgl. Lameli i.Dr.), und zwar unabhängig von der regionalen Herkunft der Probanden. Mehr noch: Die im Test verwendete Sprachprobe mit geringem D-Wert ($D=0,17$) wird von Hörern aus dem westmittel- und nordniederdeutschen Raum auf einer siebenstufigen Skala mehrheitlich als Äquivalent des hochsprachlichen Pols angesehen, obgleich dieser Sprecher objektiv gesehen typische Regionalismen aufweist, wie die stimmlose Realisierung des stimmhaften alveolaren Frikativs /s/ in anlautender Position, die Elision des Flexionssuffix -e bei gleichzeitiger Kürzung des standardsprachlichen Langvokals /a/ in Stammsilbenposition ([ɪç hap⁷] vs. [ɪç ha:bə]) oder die Hebung von [a] zu [ɔ]. Die Ergebnisse einer phonetischen Dialektalitätsmessung von Sprachproben aus der nordniederdeutschen Stadt

¹³ Selbst die meisten der belegbaren morphologischen Regionalismen sind Einzelsegmente. Hinsichtlich der syntaktischen Ebene treten v.a. nicht dialektal motivierte syntaktische Diskontinuität und Selbstkorrekturen auf.

¹⁴ Weitere Messungen von Kehrein in Gießen (Zentralhessisch), Wittlich (Moselfränkisch) und Berlin sind mit den Mainzer Ergebnissen nahezu deckungsgleich. Dagegen fällt der Vergleichssprecher aus dem Hochalemannischen (Waldshut-Tiengen) auf, der einen Wert von $D=1,2$ aufweist. Dies deutet in einer ersten Annäherung auf ein Dialektalitätsgefälle der Standardsprechsprache vom Ober- zum Mitteldeutschen hin.

¹⁵ Weitere D-Werte bei Steiner: Dialektkompetenz $D=1,79$, Gespräch mit Kollegen $D=1,72$. Da Steiner in den Erhebungen freier Rede eine andere Methodik hinsichtlich der Verarbeitung realisationsphonetischer Verschleifungen wählt, sind Steiners Messwerte in freier Rede mit den vorgeführten Messungen nicht uneingeschränkt vergleichbar.

Neumünster (im Durchschnitt $D=0,31$) sowie ihre perzeptive Beurteilung stützen die Mainzer Ergebnisse. Dass Hörer unterschiedlicher dialektregionaler Herkunft in solch regionalsprachlich interferierten Sprachproben ihr Konzept von „Hochsprache“ realisiert sehen, deutet darauf hin, dass es eine perzeptive Grenze gibt, ab der regionalsprachliche Merkmale entweder nicht mehr wahrgenommen oder zumindest als unauffällig vernachlässigt und somit akzeptiert werden. Im vorliegenden Fall darf diese Grenze auf eine Auftretenshäufigkeit von nicht mehr als einem phonetischen Merkmal in jedem dritten Wort festgelegt werden. Es zeigt sich, dass bereits bei einer Auftretenshäufigkeit von einem Merkmal in jedem zweiten Wort die linguistisch ungeschulten Hörer eine eindeutige regionale Markiertheit ausweisen und Sprecher in Richtung des dialektalen Pols verorten. Zu betonen ist, dass dieses Ergebnis primär aus der Frequenz und erst sekundär aus der Salienz regionalsprachlicher Varianten resultiert. Es liegt nahe anzunehmen, dass daher auch die – individuell variierende – Salienz eines bestimmten Regionalismus von der Frequenz seines Auftretens bzw. in Relation zur Auftretenshäufigkeit weiterer Regionalismen innerhalb einer Redepassage gesteuert wird.

Der Befund ist insofern von Interesse, als er von Hörern unterschiedlicher Dialektregionen, nämlich des mitteldeutschen und niederdeutschen Raumes, bestätigt wird. Weiteren Aufschluss bietet diesbezüglich die Arbeit von Purschke (2003), die explizit dem Phänomen der so genannten Hörerurteildialektalität gewidmet ist. Zum einen bestätigt der Autor durch mehrere unabhängig voneinander durchgeführte Tests auf der Grundlage teilidentischer Korpora von je neun Sprachproben unterschiedlicher Dialektalität ebenfalls einen jeweils höchst signifikanten Zusammenhang zwischen phonetischem D-Wert und dem Urteil linguistisch ungeschulter Hörer (Purschke 2003, 41; 57; 79). Zum zweiten bietet die Untersuchung weiter reichende Hinweise auf die Bewertungsstrukturen von Sprachproben unterschiedlicher Sprechlagen. Purschke kommt zu dem Schluss, dass „ein allgemeines Bewusstsein für die Auffälligkeit arealer Sprachvariation besteht“ (Purschke 2003, 70). Dieses ist beeinflusst von individuellen Faktoren, wie spezifischen Attitüden oder der eigenen Kompetenz der Standard- bzw. Regionalsprache, die relational in das Urteil einfließt. Damit verknüpft ist nicht zuletzt der von den Hörern selbst als wichtig erachtete – allerdings sehr weitläufige – Aspekt der Verständlichkeit der Sprachproben (Purschke 2003, 86), der wiederum in enger Anbindung mit dem allgemeinen sprachlichen Erfahrungshorizont der Sprecher zu sehen ist.

Auch in der Arbeit Purschkes lässt sich eine perzeptive Grenze zur Standardsprachlichkeit erkennen. In einem ersten Durchlauf präsentiert Purschke den Probanden die Sprachprobe eines Nachrichtensprechers, die als Äquivalent des hochsprachlichen Pols bewertet wird. Die spontansprachlichen Aufnahmen mit dem geringsten D-Wert ($D=1,2$; $D=1,5$), von denen eine beurteilt wurde, bevor der Nachrichtensprecher eingespielt wurde, werden nahezu übereinstimmend als deutlich regional markiert bewertet (Purschke 2003, 41). Im Zuge der Diskussion um die Relevanz einer solchen standardsprachlichen Eichung verzichtet der Autor in weiteren Tests auf das Einbinden des Nachrichtensprechers. In einem dieser Tests werden Sprachproben aus dem nieder-, mittel- und oberdeutschen Raum in einem Setting kombiniert und wiederum linguistisch ungeschulten Hörern zur Bewertung vorgespielt.¹⁶ In allen Fällen wird klare regionale Markiertheit erkannt, nicht eine Aufnahme steht in deutlicher Nähe zum hochsprachlichen Pol der Bewertungsskala (Purschke 2003, 85).

¹⁶ Die D-Werte dieser Aufnahmen liegen zwischen $D=0,41$ und $D=2,37$ (Purschke 2003, 77) und sind damit höher als die weiter oben für Mainz ausgewiesenen.

Die aus der metasprachlichen Bewertung objektsprachlicher Daten abgeleitete Grenze ist zur Teilstrukturierung der Standard-Dialekt-Achse geeignet. Sie unterliegt linguistischen Bedingungen (Frequenz und Qualität von Regionalismen) und ist zugleich, da sie sich aus der linguistischen Urteilsfähigkeit der Sprachteilhaber ergibt, kognitiv motiviert. Gerade diese kognitive Anbindung ist es, welche die perzeptive Grenze als Varietätengrenze nutzbar macht.¹⁷ Der von den Hörern als hochsprachlich ausgewiesene Bereich kann dann unter den Begriff der Standardsprache subsumiert werden. Standardsprache ist in diesem Sinne eine eigenständige Varietät, die einer potenziellen Feingliederung unterliegt. Mindestens zwei Sprechlagen können unterschieden werden. Erstens die weitestgehend interferenzfreie Sprechweise professioneller Sprecher („Standard geschulter Sprecher“), deren phonetischer Abstand zur Kodifizierung am Beispiel von ARD-Nachrichtensprechern als $D=0,025$ bzw. $D=0,029$ bestimmt wurde (Lameli 2004b, 87).¹⁸ Zweitens die von nicht professionellen Sprechern realisierte formelle Sprechweise, die in ihrer regionalen Markiertheit z.B. von den Nachrichtensprechern deutlich unterschieden ist, aber dennoch von linguistisch ungeschulten Hörern in einer Testsituation als Äquivalent des Hochdeutschen eingestuft wird („Kolloquialstandard“) und deren Messwert bei $D \leq 0,2$ liegt.

Der Bereich jenseits der perzeptiven Grenze, der sich durch erkennbare regionale Markierungen der phonetisch-phonologischen Ebene auszeichnet, darf als Substandard bezeichnet werden. In der Terminologie der Sprachdynamik handelt es sich um den Bereich der Regionalsprache (Schmidt 2005, 302). Regionalsprache ist zu verstehen als ein Konglomerat unterschiedlicher Varietäten und Sprechlagen, „das horizontal durch die Strukturgrenzen der Dialektverbände/-regionen und vertikal durch die Differenzen zu den nationalen Oralisierungsnormen der Standardvarietät begrenzt ist“ (Beitrag Herrgen in diesem Band). Im Zusammenhang mit der hier zur Diskussion stehenden Standardsprechsprache ist v.a. der obere Grenzbereich des regionalsprachlichen Spektrums von Interesse, der so genannte Regionalakzent. Diesem Regionalakzent sind die sprachlichen Äußerungen der in den 1990er Jahren erhobenen Gemeinderatsmitglieder mehrheitlich zuzuordnen. Weiterhin aufschlussreich ist die Studie von Lenz zum Wittlicher Raum (Moselfranken), in der mittels Clusteranalyse eine Sprechlagendistribution der Regionalsprache in und um Wittlich aufgedeckt wird, die sich mit den Bedingungen der Mainzer Region zu decken scheint (Lameli 2004b, 135). Für Lenz' Informanten besetzt der Regionalakzent die Domäne der „intendierten Standardsprache“.¹⁹ In einer ebenfalls auf Verwendung standardnaher Varianten bedachten Interviewsituation treten neben den Regionalakzent in zweiter Linie die Sprechlagen des darunter liegenden mittleren regionalsprachlichen Bereichs, der so genannte Regionale Substandard (Lenz 2003, 188; 252).

¹⁷ Vgl. Fußnote 1. Schon Hartmann (1990, 51) bemängelt, dass die Unterscheidung von Varietäten, die im sprachlichen, metasprachlichen und enzyklopädischen Wissen der Mitglieder der Sprachgemeinschaft leben, [...] wenig oder gar nicht systematisch berücksichtigt“ wird. Am Beispiel der Lexik verweist er auf abgrenzbare Sprechlagen zwischen Standard und Dialekt, die offensichtlich im Bewusstsein der Sprecher verankert sind und für die Bestimmung von Varietätengrenzen genutzt werden können (1990, 52).

¹⁸ Das entspricht durchschnittlich einer Abweichung von der kodifizierten Aussprache unter Ausschluss realisationsphonetischer Merkmale in ca. jedem 35. bis 40. Wort in einem Laut und einem phonetischen Merkmal.

¹⁹ Es handelt sich bei der Erhebungssituation „intendierte Standardsprache“ um eine Übersetzungsleistung auf der Grundlage oraler Stimuli (Lenz 2003, 60; 188).

Nach diesen Ergebnissen sind Kolloquialstandard, Regionalakzent und Regionaler Substandard²⁰ die intersubjektiv belegbaren, linguistisch klassifizierten Sprechlagen, die für die Standardsprechsprache der Informanten als handlungsorientierte Größe mindestens im Westmitteldeutschen wesentlich sind. Dies darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass für andere Sprecher in Abhängigkeit individuell unterschiedlich ausgeprägter Sozialisationsbedingungen und Kompetenzen auch andere Ausschnitte der Regionalsprache als sprachlicher Fundus der Standardsprechsprache dienen. Grundsätzlich kommen vor diesem Hintergrund als konstitutive Varianten der Standardsprechsprache die in den überregional orientierten Überblicksdarstellungen meist unter dem Deckmantel der regionalen Umgangssprache(n) zusammengetragenen Regionalismen in Frage, auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden soll.²¹ Nur soviel soll allgemein ausgeführt sein: Die erwähnten Sprechlagen müssen hinsichtlich ihrer objektsprachlichen Determination grundsätzlich als variabel angenommen werden. Dennoch gibt es in regionaler Unterschiedlichkeit einzelne Merkmale, die für bestimmte regionalsprachliche Sprechlagen typisch sind. Um nur ein Beispiel zu nennen, sei auf den Regionalakzent verwiesen. Mit den Phänomenen der Koronalisierung von [ç] und der Spirantisierung von /g/ sind im Wittlicher Raum zwei typische Merkmale des Regionalakzents zu isolieren, die insgesamt betrachtet, d.h. auf das gesamte regionalsprachliche Variantenspektrum bezogen, als besonders resistente Regionalismen an der Spitze einer Abbauhierarchie regionalsprachlicher Varianten stehen (Lenz 2003, 188).²² Das bedeutet, dass diese Merkmale bei intendierter Standardsprachlichkeit von den Sprechern besonders schwer aufzugeben sind. Für Mainz erweisen sich v.a. die Koronalisierung von [ç] sowie die stimmlose Realisation von an- und inlautendem /z/ als ebensolche Merkmale (Lameli 2004b, 192). Zu beachten ist, dass es sich sowohl in Mainz als auch in Wittlich bei dem Variantenkernbestand des Regionalakzents jeweils um Regionalismen mit relativ hoher arealer Reichweite handelt. Der Vergleich der Gemeinderatsstudie mit Steiners Analyse des situativen Sprechlagenwechsels Mainzer Postbediensteter zeigt darüber hinaus, dass solche Abbauhierarchien neben situativen Verwendungskontexten durch soziale Bedingungen gesteuert werden, denn die intendierte Standardsprache der Postbediensteten bewegt sich – wie erwähnt – hinsichtlich ihrer D-Werte weniger einheitlich im Bereich des für die Gemeinderatsmitglieder typischen Regionalakzents. Zahlreiche Sprecher sind dem Regionalen Substandard zuzuordnen (Steiner 1994, 113). Plakativ vereinfachend formuliert konstituiert sich die Standardsprechsprache der Mainzer Honoratioren nicht selten aus anderen Sprechlagen und sogar Varietäten als es bei denjenigen der Fall ist, mit denen Sie möglicherweise am Briefkasten sprechen oder mit denen sie im Schadensfall an der Notrufannahmestelle in Kontakt treten (im Extrem Kolloquialstandard vs. Regionaler Substandard bzw. Standard vs. Regionalsprache).

Zusammenfassend darf gesagt werden, dass sich die einer bestimmten Handlungsorientierung unterliegende Standardsprechsprache linguistisch als ein Konglomerat deutlich abgrenzbarer Sprechlagen verstehen lässt, die sich als partiell variable Teilsysteme mit konsistentem Variantenkernbestand beschreiben lassen und die dem plurizentralen Sprechlagengesamt ‚deutsche Sprache‘ untergeordnet sind. Die empirisch klassifizierbaren Bereiche des Standards wie auch der Regionalsprache (Substandard) sind für die Standardsprechsprache konstitutiv. Allen voran sind es – mindestens im nord- und mitteldeutschen Raum – die Sprechlagen des Kolloquialstandards sowie des Regionalakzents, die diesbezüglich eine exponierte Stellung einnehmen. Für den

²⁰ Regionalakzent und Regionaler Substandard werden in der Theorie der Sprachdynamik zum Regiolekt zusammengefasst.

²¹ Vgl. Berend (2005), Eichhoff (1977-2000), König (1989), Mihm (2000, 2113-2122).

²² Zu ähnlichen Abbauhierarchien vgl. Steiner 1994, 159-168, Lameli 2004a und Salewski 1998, 95-122.

süddeutschen Raum ist eine verstärkte Relevanz der dialektnäheren Bereiche des regionalsprachlichen Spektrums anzunehmen.²³ Nach Mattheier (2003, 239) dürfte die Zahl der Sprecher des Kolloquialstandards bei ca. 20% liegen, 80% verwenden regelmäßig die Sprechlagen der Regionalsprache.

4.2 Entwicklungstendenzen

Aus dem synchronen Befund ergibt sich, dass unter den Begriff der Standardsprechsprache unterschiedliche Sprechlagen zu subsumieren sind, die unterschiedlichen Dimensionen des Variantenspektrums zuzuordnen sind (Standard vs. Regionalsprache). Was also in der alltäglichen Sprachpraxis – etwa zwischen den Mainzer Gemeinderatsmitgliedern und Postbediensteten – geschieht, ist ein Phänomen, das Munske unter Verweis auf Haugen als „Semikommunikation“ bezeichnet (Klepsch/Munske 2005, 193f.). Dahinter verbirgt sich im Rahmen der Einzelinteraktion eine „Asymmetrie der Kompetenzen“, d.h. das Aufeinandertreffen ungleicher individueller Variantenrepertoires. Intentional ergibt sich daraus normalerweise eine Angleichung der individuellen Sprachformen, die im Ergebnis allerdings ohne absolute Deckung bleibt. Die Theorie der Sprachdynamik schlägt hierfür den Begriff der Mikrosynchronisierung vor (Schmidt 2005, 280).

Es wurde bereits darauf verwiesen, dass die Standardsprechsprache während des 20. Jahrhunderts sprachfunktional verstärkt solche Domänen besetzt, die ehemals den Dialekten vorbehalten waren. In diesem Zusammenhang glaubt Eichhoff in seinem während der ersten Hälfte der 70er Jahre erhobenen Datenmaterial zum „Wortatlas der deutschen Umgangssprache“ Anfänge eines Neuorientierungsprozesses zu erkennen, „ähnlich dem, der in Norddeutschland schließlich zur fast völligen Aufgabe der niederdeutschen Dialekte zugunsten der hochdeutschen Gemeinsprache geführt hat“ (1977, 13f.). Neuorientierung bedeutet für den Autor zwar zunehmende Orientierung an der Standardsprache, jedoch nicht Aufgabe der eigenen Regionalsprache. Auf der anderen Seite wird aber der Standardsprechsprache eine verstärkte Destandardisierung attestiert. „Zunehmend werden Substandardvarietäten [...] in öffentlicher Rede gebraucht.“ Es vollzieht sich somit nach Munske (Klepsch/Munske 2005, 195) „ein Wandel in den Normen gesprochener Standardsprache, der auf den Kontakt mit regionalen Varietäten zurückgeht“ (vgl. auch Mattheier 1997). Was lässt sich empirisch belegen?

Empirische Studien zur diachronen Entwicklung der Standardsprechsprache im 20. Jahrhundert liegen zwar nur in sehr begrenztem Umfang vor, dennoch lassen sich aus den vorhandenen Arbeiten Entwicklungsverläufe ableiten. Durch den Vergleich der Daten aus dem von Alan Pfeffer 1961 erstellten Korpus mit neu erhobenen Daten kann z.B. Spiekermann (2005, vgl. auch seinen Beitrag in diesem Band) in einer Longitudinalstudie Veränderungen der intendierten Standardsprache am Beispiel der Städte Stuttgart, Heidelberg und Freiburg feststellen. Seine Ergebnisse deutet der Autor als Beleg von sowohl Destandardisierungs- als auch Standardisierungstendenzen. Destandardisierung findet nach seinen Erkenntnissen mittels „zunehmenden Gebrauch[s] nicht-standardsprachlicher, nicht-regionaler Merkmale“ statt (Spiekermann 2005, 122). Beispiele sind die Phänomene der Schwa-Tilgung (1.Sg.), der Gebrauch klitischer Formen oder die Verwendung der lexikalischen Alternativvariante [nɛt] für *nicht* (115-122). Diese Gruppe an Merkmalen ist in engem Zusammenhang mit den so genannten schwachen Formen zu sehen. Spiekermanns Ergebnisse stützen die Annahme ihrer Überregionalität mit Blick auf die regional relativ ausgeglichenen Verteilungen bei den Phänomenen der /t/-Apokope (*ist*, *nicht*), dem Gebrauch klitischer Formen und der Verwendung unbestimmter Artikel.

²³ Vgl. Fußnote 14.

Standardisierung findet ihm zufolge im süddeutschen Raum durch einen Prozess statt, bei dem „regionalsprachliche Formen zu Gunsten von standardsprachlichen abgebaut werden“ (123), wie z.B. im Falle des Phänomens der Koronalisierung, die nahezu ausschließlich für den Heidelberger Korpusausschnitt wesentlich ist, die Öffnung von /e:/, die auf Stuttgart beschränkt ist oder die /s/-Palatalisierung, die nur für Stuttgart und Freiburg erhoben wird (110-112).

Lässt man die Entwicklungstendenzen der schwachen Formen aufgrund ihrer relativen Unabhängigkeit von regionalen Bezügen außer acht, so finden sich diese auf den süddeutschen Raum beschränkten Ergebnisse mindestens für das Westmitteldeutsche bestätigt. Bei der bereits skizzierten Untersuchung der Mainzer Gemeinderatsmitglieder wurde ein zweiter Zeitschnitt bei anderen Sprechern, und zwar in den Jahren 1956 und 1959 erhoben. Der Vergleich der 1950er mit den 1990er Jahren zeigt einen deutlichen Abbau der Dialektalität um ca. 50%. Dem D-Wert von $D=0,33$ aus den 90er Jahren steht ein Wert von $D=0,68$ in den 50er Jahren gegenüber.²⁴ Die Mainzer Informanten Steiners und Kehreins liegen demgemäß zwischen den Zeitschnitten der Longitudinalstudie und befinden sich somit rein quantitativ in der Übergangszone eines Abbauprozesses. Werden die einzelnen Regionalismen der Gemeinderatsmitglieder in Blick genommen, zeigen sich eindeutige Variablen besonderer Abbauresistenz bzw. -sensitivität (Lameli 2004a). Auffällig ist der Umstand, dass es v.a. die vokalischen Regionalismen der Stamm- und Nebensilben sind, die bei den einzelnen Sprechern am ehesten verschwinden. Die konsonantischen Regionalismen sind dagegen deutlich abbauresistenter. Aber auch unter diesen lassen sich Hierarchiebeziehungen belegen, wobei wie angedeutet denjenigen Regionalismen eine besondere Abbauresistenz zukommt, die großräumig verbreitet sind (Lameli 2004b, 140-203).

Was den Auslöser dieses Abbauprozesses anbelangt, so ist ein enger Zusammenhang mit der Einführung des Rundfunks in Deutschland im Jahr 1923 zu sehen. Werden die Dialektalitätswerte des Mainzer Korpus betrachtet, so zeigt sich, dass die ersten Sprecher, deren Dialektalität deutlich gemindert ist, zugleich diejenigen sind, die nach der Etablierung des Rundfunks sozialisiert wurden, zu einem Zeitpunkt also, in dem erstmals in der Sprachgeschichte für jeden Bürger die Möglichkeit besteht, die gesprochene Standardsprache regelmäßig auditiv wahrzunehmen (Lameli 2004b, 108-111). Es darf dabei jedoch nicht übersehen werden, dass die Mainzer Sprecher aus einem städtischen Umfeld stammen. Für die ländlichen Regionen ist der standardsprachliche Kompetenzzuwachs in deutlich spätere Zeit nach 1945 zu verlegen (vgl. Mattheier 1980, 51). Was sich dennoch zeigt, ist ein Phänomen, das Schmidt (2005, 285f.) als „Umwertungsprozess“ bezeichnet. Die spätestens seit dem 18. Jahrhundert verbreiteten landschaftlichen Oralisierungsnormen erfassen bis in das erste Drittel des 20. Jahrhunderts sukzessive weite Teile der Sprachgemeinschaft. Im hochdeutschen Raum kommt es durch die rasante Verbreitung der medial rezipierbaren gesprochenen Standardsprache zu einem Kompetenzzuwachs seitens der Sprecher, der dazu führt, dass die alten Oralisierungsnormen zunehmend als regionalsprachlich markiert empfunden werden. Geographisch ist dieser Prozess in seinen Anfängen in dieselbe Region zu verlegen, in der sich bereits die Oralisierungsnormen aufgrund einer besonderen systemischen Nähe zur Schriftsprache ausbilden konnten, nämlich den mitteldeutschen Raum. Im Niederdeutschen, wo die Standardsprache auf schriftlicher Grundlage über einen erheblichen Zeitraum bereits in Verbreitung stand, konnte der Umwertungsprozess nicht in derselben Weise stattfinden. So ist zu erklären, weshalb in Aufnahmen norddeutscher

²⁴ Lameli 2004b, 93. Dagegen zeigt sich, dass die Dialektalitätswerte einzelner, gesondert analysierter Informanten über einen Zeitraum von 20-25 Jahren stabil geblieben sind (Lameli 2004b, 98-104).

Gemeinderatsmitglieder aus den 1950er und 1990er Jahren bei konstantem situativem Rahmen keine diachronen Veränderungen nachweisbar sind (Lameli 2004b, 212). Was also in der Terminologie der Sprachdynamik im Verlaufe des 20. Jahrhunderts geschehen ist, ist allem Anschein nach ein Prozess der Makrosynchronisierung, der im hochdeutschen Raum während des 20. Jahrhunderts an den zu einem Gutteil medial rezipierten Varianten der Standardsprache ausgerichtet war, dagegen im Niederdeutschen wesentlich früher einsetzte und schriftsprachlich orientiert war. Diese Makrosynchronisierung wurde von bestimmten sozialen Gruppen initiiert, denen auch die hier behandelten Gemeinderatsmitglieder in einer frühen Phase zugeordnet werden können. Weitere Teile der Sprachgemeinschaft, etwa die erwähnten Postbediensteten oder Polizisten, richten in der formellen Einzelinteraktion qua Mesosynchronisierung ihren Sprachgebrauch an den bei solchen Gruppen wie den Gemeinderatsmitgliedern wahrgenommenen und als prestigieös erachteten Sprachvarianten aus. Der in den 1990er Jahren bei den städtischen Honoratioren feststellbare Regionalakzent mit seinem Kernbestand konkreter und variabler regionalsprachlicher Elemente hat auf dieser Grundlage als ‚neue‘ Prestigesprechlage der Großregion zu gelten.

An die Stelle der alten Oralisierungsnormen ist mindestens in Mainz – und damit in einer prominenten, weil progressiven Region – der Kolloquialstandard als neue überregionale Oralisierungsnorm getreten. Aus den Ergebnissen der Hörerbeurteilungen wird ersichtlich, dass in dieser Sprechlage ein kommunikatives Ziel intendierter Standardsprachlichkeit besteht. Bestehen bleibt allerdings die Frage, inwieweit eine solch finalistische Auslegung auch für zukünftige Verhältnisse trägt. Unbestrittenerweise kommt der Verwendung regionalsprachlicher Varianten je nach Kommunikationssituation nicht zuletzt auch eine solidarisierende und identitätsstiftende Funktion zu. Darüber hinaus ist mit Mattheier (2003, 240) festzustellen, dass die Standardsprache nach 1945 einiges von ihrer nationalen Identifikationsfunktion verloren hat. Für die Alltagssprechsprache, also eine Sprechweise, die nicht unmittelbar an der Standardsprache orientiert sein muss, wurde diesbezüglich mehrfach auf zunehmende Regionalisierung hingewiesen (z.B. Auer 1997). Hinsichtlich der formellen Sprechweise repräsentieren die vorgeführten Daten ohne Zweifel ein Stadium eines andauernden diachronen Prozesses, der aber allem Anschein nach aktuell mit reduzierter Geschwindigkeit abläuft und womöglich ganz zum Erliegen kommen wird.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/ New York: de Gruyter.
- Androutsopoulos, Jannis/ Ziegler, Evelyn (2004): Exploring language variation on the Internet: Regional speech in a chat community. In: Gunnarsson, Britt-Louise u.a. (Hg.), S. 99-111.
- Auer, Peter (1997): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien. In: Mattheier, Klaus J./ Radtke, Edgar (Hg.), S. 129-161.
- Bellmann, Günter (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier, Klaus J. (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen: Niemeyer, S. 105-130.
- Berend, Nina (2005): Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Eichinger, Ludwig M./ Kallmeyer, Werner (Hg.), S. 143-170.
- Berend, Nina/ Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg. 2001): Regionale Standards. Budapest/ Pécs: Dialóg Campus Kiadó.
- Berthele, Raphael u.a. (Hg. 2003): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen: Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/ New York: de Gruyter.

- Besch, Werner (1968): Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 87, S. 405-426.
- Besch, Werner (1988): Standardisierungsprozesse im deutschen Sprachraum. In: Ammon, Ulrich u.a. (Hg.): Sociolinguistica. Band 2: Standardisierungsentwicklungen in europäischen Nationalsprachen: Romania, Germania. Tübingen: Niemeyer, S. 186-208.
- Besch, Werner u.a. (Hg. 1998-2004): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. 4 Bände. Berlin/ New York: de Gruyter.
- Coetsem, Frans van (1992): The interaction between dialect and standard language, viewed from the standpoint of the germanic languages. In: Leuvensteijn, J.A./ Berns, J.B. (Hg.): Dialect and Standard Language in the English, Dutch, German and Norwegian Language Areas. Amsterdam u.a.: North Holland, S. 15-70.
- Dante Alighieri (1993) [~1305]: De vulgari eloquentia. In: Dante Alighieri – tutte le opere. Hg. v. Italo Borzi. Rom: Newton, S. 1018-1066.
- Duden 2002 = Duden Aussprachewörterbuch (2002). Wörterbuch der deutschen Standardausprache. 4., neu bearbeitete und aktualisierte Auflage. Bearb. v. Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim: Dudenverlag.
- Eggers, Eckhard u.a. (Hg. 2005): Moderne Dialekte, neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGGD) am Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas“ der Philipps-Universität Marburg vom 5.-8. März 2003. Stuttgart: Steiner.
- Eichhoff, Jürgen (1977-2000): Wortatlas der deutschen Umgangssprache. 4 Bände. Bern u.a.: Francke, Saur.
- Eichinger, Ludwig M. (2005): Norm und regionale Variation. Zur realen Existenz nationaler Varietäten. In: Lenz, Alexandra N./ Mattheier, Klaus J. (Hg.): Varietäten – Theorie und Empirie. Frankfurt/M.: Lang, S. 141-162.
- Eichinger, Ludwig M./ Kallmeyer, Werner (Hg. 2005): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/ New York: de Gruyter.
- Elspaß, Stephan (2005): Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘. In: Eichinger, Ludwig M./ Kallmeyer, Werner (Hg.), S. 63-99.
- Gilles, Peter/ Peters, Jörg (Hg. 2004): Regional Variation in Intonation. Tübingen: Niemeyer.
- Gunnarsson, Britt-Louise u.a. (Hg. 2004): Language Variation in Europe. Papers from the Second International Conference on Language Variation in Europe (ICLaVE 2), Uppsala-University, Sweden, June 12-14, 2003. Uppsala: University Press.
- Hartmann, Dietrich (1990): Standardsprache und regionale Umgangssprachen als Varietäten des Deutschen. Kriterien zu ihrer Bestimmung aus grammatischer und soziolinguistischer Sicht. In: International Journal of the Sociology of Language 83, S. 39-58.
- Herrgen, Joachim/ Schmidt, Jürgen Erich (i.E.): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: E. Schmidt.
- Kehrein, Roland (2002): Prosodie und Emotionen. Tübingen: Niemeyer.
- Kehrein, Roland (i.Dr.): Regional accent in the German language area. How dialectally do German police answer emergency calls? In: Hinskens, Frans (Hg.): Proceedings of the ICLaVE 3.
- Kleiber, Wolfgang u.a. (1979): Historischer Südwestdeutscher Sprachatlas. Aufgrund von Urbaren des 13. bis 15. Jahrhunderts. 2 Bände. Bern/ München: Francke.
- Klepsch, Alfred/ Munske, Horst Haider (2005): Dialekt in der Diglossie. In: Eggers, Eckhard u.a. (Hg.), S. 189-208.

- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bände. Ismaning: Hueber.
- König, Werner (1997): Phonetisch-phonologische Regionalismen in der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht ‚Deutsch als Fremdsprache‘. In: Stickel, Gerhard (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/ New York: de Gruyter, S. 246-270.
- Lameli, Alfred (2004a): Hierarchies of dialect features in a diachronic view – implicational scaling of real time data. In: Gunnarsson, Britt-Louise u.a. (Hg.), S. 253-266.
- Lameli, Alfred (2004b): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart: Steiner.
- Lameli, Alfred (i.Dr.): Phonetic Measurement and Metalinguistic Judgment. In: Canadian Journal of Linguistics 49, 2/3, S. 1001-1034.
- Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/ Eifel). Stuttgart: Steiner.
- Löffler, Heinrich (2005): Wieviel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe. In: Eichinger, Ludwig M./ Kallmeyer, Werner (Hg.), S. 7-27.
- Mattheier, Klaus J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Mattheier, Klaus J (1997): Über Destandardisierung, Umstandardisierung und Standardisierung in modernen europäischen Standardsprachen. In: Mattheier, Klaus J./ Radtke, Edgar (Hg.), S. 1-9.
- Mattheier, Klaus J. (2003): German. In: Germanic Standardizations. Past to Present. Hg. v. Ana Deumert und Wim Vandebussche. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 211-244.
- Mattheier, Klaus J./ Radtke, Edgar (Hg. 1997): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt/M. u.a.: Lang.
- Menge, Heinz H. (1982): Was ist Umgangssprache? Vorschläge zur Behandlung einer lästigen Frage. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 49 (1), S. 52-63.
- Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprache seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner u.a. (Hg.), Band 2, S. 2107-2137.
- Purschke, Christoph (2003): Hörerurteil-Dialektalität. Marburg: Magisterarbeit.
- Putschke, Wolfgang/ Hummel, Lutz (1990): Hochsprachliches im deutschen Dialektgebiet: dialektometrische Untersuchungen zu einer Frings'schen These. In: Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren Theodor Frings (1886-1968). Hg. v. Rudolf Große. Berlin: Akademie-Verlag, S. 51-59.
- Salewski, Kerstin (1998): Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet. Stuttgart: Steiner.
- Schlobinski, Peter (2005): Mündlichkeit/ Schriftlichkeit in den Neuen Medien. In: Eichinger, Ludwig M./ Kallmeyer, Werner (Hg.), S. 126-142.
- Schmidt, Jürgen Erich (1998): Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 117, S. 163-179.
- Schmidt, Jürgen Erich (2005): Die deutsche Standardsprache: eine Varietät – drei Oralisierungsnormen. In: Eichinger, Ludwig M./ Kallmeyer, Werner (Hg.), S. 278-305.
- Spiekermann, Helmut (2005): Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: Eichinger, Ludwig M./ Kallmeyer, Werner (Hg.), S. 100-125.
- Steger, Hugo (1984): Bemerkungen zum Problem der Umgangssprachen. In: Besch, Werner u.a. (Hg.): Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Göppingen: Kümmerle, S. 251-278.

- Steiner, Christiane (1994): Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. Stuttgart: Steiner.
- Wiesinger, Peter (2000): Die Diagliederung des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner u.a. (Hg.), Band 2, S. 1932-1951.
- Wimmer, Rainer (Hg. 1991): Das 19. Jahrhundert: Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin/ New York: de Gruyter.